

Zwangsarbeit - Versöhnung - Nachbarschaft - Partnerschaft

*Reisetagebuch einer Polenfahrt von Multiplikatoren aus dem Bistum Limburg.
Von Ferdinand Löhr*

"Lange vor den ersten Auszahlungen aus der Bundesstiftung war das Bistum Limburg in der Lage, sechs Zwangsarbeitern die Entschädigung zu überbringen. ... Während sich bei der Bundesstiftung und ihren Partnerorganismen die Betroffenen selbst melden müssen, um ihren Anspruch auf Entschädigung geltend zu machen, begeben wir uns als Kirche selbst auf die Suche nach Zwangsarbeitern in unseren Einrichtungen. So haben sich die sechs noch lebend gefundenen Zwangsarbeiter aus unserem Bistum nicht selbst gemeldet, sondern wir haben sie in Polen gefunden."

Gut ein halbes Jahr ist es her, dass Dr. Thomas Schüller, Diözesanbeauftragter für die Koordination der Recherche- und Versöhnungsarbeit im Bistum Limburg für den Bereich der Zwangsarbeiter in Einrichtungen im Bistum Limburg im Zeitraum von 1939-1945, diese Aussagen auf einer Pressekonferenz machte. Damals wurde der 1. Werkstattbericht der Recherchegruppe des Bistums Limburg, die sich mit Zwangsarbeit in katholischen Einrichtungen im Bistum beschäftigte, vorgestellt. Und das Bistum hat sich wirklich auf den Weg gemacht, oder besser: 30 Personen, die sich haupt- oder ehrenamtlich mit dem Thema "Zwangsarbeit" beschäftigen. Vom 27. April bis 4. Mai 2002 waren diese Menschen in Polen, um die gefundenen Zwangsarbeiter zu besuchen, aber auch, um in zahlreichen Begegnungen Zeichen der Versöhnung zu setzen und möglicherweise Partnerschaften vorzubereiten mit Einrichtungen, Schulen, Gemeinden. Zurück in Deutschland wollen sie als Multiplikatoren in den kirchlichen Bereichen, in denen sie tätig sind, diese Gedanken von Versöhnung, Partnerschaft und friedlicher Nachbarschaft weiter erzählen.

Samstag, 27. April. Aller Anfang ist schwer. Nach dem Flug von Frankfurt nach Kattowitz mit Umsteigen in Warschau, wartet am Flughafen ein Bus mit Reiseführerin, der die Gruppe nach Wroclaw (Breslau) ins Hotel bringt. Dort gibt es eine erste Enttäuschung. Das Ehepaar Mikolaj (Michael) und Janina L., er Zwangsarbeiter bei den Barmherzigen Brüdern in Montabaur, sie in der Nähe von Montabaur in einem Rüstungsbetrieb, kommen nicht zum vereinbarten Gespräch. Warum nicht? Hat sie der Mut verlassen? Sind sie vielleicht gesundheitlich nicht in der Lage zu kommen? Es ist nicht leicht, Kontakt aufzunehmen, da das Ehepaar kein Telefon besitzt. Die Gruppe beschließt, am nächsten Tag das Ehepaar aufzusuchen. Der Wohnort von Mikolaj und Janina, das ehemalige Liegnitz, heute Legnica, liegt auf dem Weg nach Lubin, wohin sowieso gefahren werden soll. Dort wollen die Limburger Janina D. treffen, die erst vor kurzem vom Münchener Suchdienst gefunden wurde und die Entschädigung erhalten hat.

Sonntag, 28. April. Der zweite Tag in Polen beginnt für die Gruppe mit der Teilnahme an einem polnischen Gottesdienst und dem Besuch der Edith Stein-Gesellschaft. Der Pfarrei in Breslau ist die Gruppe avisiert. Sie wird den Gottesdienstbesuchern vorgestellt und auch ihr Anliegen in Polen; ein Teilnehmer liest die Texte des Sonntags zusätzlich in deutsch. In der Kirche besuchen die deutschen Gäste auch die Gedenkkapelle zu Ehren der polnischen Jüdin Edith Stein, die zum Katholizismus übergetreten war, in Köln in den Karmel eintrat und den Ordensnamen Teresia Benedicta vom Kreuz annahm. Edith Stein starb 1942 im KZ Auschwitz-Birkenau und wurde 1998 heilig gesprochen.

Nicht weit von der Kirche mit der Kapelle liegt das Haus der Familie Stein, in dem Edith Stein ihre Jugend verbrachte. Das Haus gehört heute der Edith-Stein-Gesellschaft und soll in ein internationales Versöhnungszentrum umgewandelt werden. Die Gesellschaft, die 1989 die Anerkennung als eingetragener Verein in Polen erhielt, betreibt neben Studien zum Leben der Heiligen Informationsarbeit in Schulen, eine intensive Jugendarbeit und engagiert sich im

christlich-jüdischen Dialog. Zur Zeit stagniert die Arbeit am Haus, denn mit dessen Kauf sind die finanziellen Mittel zunächst weitgehend erschöpft. Rund 400.000 Euro fehlen, um die Umbau- und Renovierungsarbeiten abzuschließen.

Der erste Besuch

Nach dem Mittagessen ist Aufbruch. Janina D. wohnt in Lubin. Zur Zeit, so haben die Besucher aus Limburg erfahren, liegt sie jedoch im Krankenhaus wegen einer Herzkrankheit. Um sie nicht übermäßig zu strapazieren, fahren nur sieben Mitglieder der Gruppe nach Lubin. Ihr Sohn hat mitgeteilt, dass Janina für ein Treffen stark genug ist - und ausdrücklich auch bereit. Der Rest der Gruppe nimmt an einer Stadtführung in Breslau teil und trifft sich mit Vertretern des Klubs der Katholischen Intelligenz (KIK) und der St. Hedwig-Stiftung.

In Lubin angekommen, finden die "Spurensucher" Janina in einem kleinen Zimmer, vielleicht sechs Quadratmeter groß, im 4. Stock des dortigen Krankenhauses. Es wird eng. Janina, die gar nicht so krank wirkt, wie sie in Wirklichkeit ist, sitzt auf ihrem Bett. Sie entschuldigt sich, dass sie ihren Besuchern, die teils im Zimmer stehen, teils in einem kleinen Vorraum, nichts anbieten kann.

Ja, sie habe sich sehr über das Geld gefreut, dass sie aus dem Entschädigungsfond erhalten hat, sagt sie auf die Frage der Gruppe und fügt in deutsch hinzu: "Vor Aufregung ging das Herz ganz schnell", und dass sie gebetet habe für alle, die ihr geholfen haben. Dann beginnt Janina zu erzählen. Rudolf, der in Oberschlesien geboren wurde und nach dem Krieg in den Westerwald kam, übersetzt.

Janina wurde mit ihrer Mutter und ihren beiden Schwestern zunächst ins KZ in Majdanek gebracht, wo eine Schwester starb. Dort wären sie sich vorgekommen wie Obdachlose, sagt sie, und dass es eine schlimme Zeit gewesen sei. Von Majdanek ging es dann nach Deutschland, zunächst in ein Durchgangslager in Kelsterbach bei Frankfurt, dann weiter nach Limburg. Hier wurde die Familie getrennt. Janina kam zu einem Bauern in Dauborn, ihre Mutter mit der sechsjährigen Schwester zu einem anderen Bauern. Als die Mutter krank wurde und nach Limburg ins Lazarett bei den Pallottinern verlegt wurde, wurde sie ebenfalls dorthin gebracht. Sie arbeitete in der Folgezeit im Lazarett, musste waschen und putzen und weitere Hilfsdienste verrichten. Ihre kleine Schwester blieb bei ihrem Großvater, der ebenfalls in der Nähe als Zwangsarbeiter war.

Wie das Leben dort in Limburg war und wer dort gearbeitet hat, wollen die Limburger Gäste wissen. Janina lebte zunächst in einer Baracke, kam erst später ins eigentliche Lazarett, das direkt neben dem Kloster war. Russen, Polen und Tschechen hätten dort gelebt und gearbeitet, erinnert sie sich. Ob dort auch eine russische Ärztin gewesen sei, will Barbara Wieland wissen, die als Kirchenhistorikerin maßgeblich an den Rechercharbeiten beteiligt war. "Es war da ein tschechischer Arzt und eine russische Frau, aber ob sie eine Ärztin war ...?" Die Erinnerung ist nach fast 60 Jahren nicht mehr so gut. Und über die Zeit in Deutschland ist früher in Polen kaum gesprochen worden, wie sie sagt. Ob sie denn an Gottesdiensten hätte teilnehmen können, wollen die Besucher wissen. Janina schüttelt den Kopf. "Nein!" Ab und zu sei ein Bruder oder Geistlicher von den Pallottinern gekommen und habe die Kranken besucht. Aber Gottesdienst? "Nein!"

Doch sie ist nicht verbittert. Sicher deshalb nicht, weil ihre kranke Mutter, die Krebs hatte, in Koblenz operiert wurde und noch 15 Jahre den Krieg überlebt hat. Die Ärzte in Polen haben ihr bestätigt, dass es eine sehr gute Operation der deutschen Ärzte gewesen sei, die ihrer Mutter das Leben gerettet hat. Und sicher auch deshalb, weil sie noch in Deutschland ihren späteren Mann kennen gelernt hat. Der war als Zwangsarbeiter bei Henschel in Kassel. Nach der Befreiung durch die Amerikaner wurden viele Zwangsarbeiter zunächst in Niederlahnstein zusammengebracht und über Wetzlar dann in Richtung Heimat auf die Reise gebracht.

Ob Janina denn nochmal in Deutschland gewesen ist, wollen die Besucher wissen. Und dann erfahren sie, dass sie 1980 in Deutschland war. Sie hat dort ein Patenkind. Deutschland sei für sie eine andere Welt, schon hinter der Grenze sei alles anders gewesen. Als die Gruppe sie zu einem Besuch nach Limburg einlädt, verspricht sie zu kommen, wenn es die Gesundheit erlaubt. Sehr beeindruckt von der agilen kleinen Frau verlässt die Gruppe das Krankenhaus und macht sich auf den Weg nach Legnica.

Das Haus, in dem Mikolaj und Janina L. in Legnica leben, sieht ziemlich verwahrlost aus. Von Türen und Fenstern ist die meiste Farbe schon abgeblättert, die Hausfront ist dreckig grau, die Türklingel funktioniert nicht und fällt fast aus der Wand. Die metallene Wohnungstür erinnert an Türen von Heizungskellern und ist arg verbeult. Dr. Thomas Schüller, der schon erwähnte Koordinator der Recherche- und Versöhnungsarbeit im Bistum Limburg, und Rudolf, der Übersetzer, gehen alleine hinauf, quasi als Vorhut. Als nach zehn Minuten noch keiner der beiden zurück gekommen ist, wissen die anderen, dass der Kontakt zu Mikolaj und Janina hergestellt ist, aber wohl keiner der anderen aus der Gruppe zum Gespräch hinzukommen kann. Nur ganz gegen Ende darf einer hinauf zum Fotografieren: das Ehepaar, eine alte Postkarte von Montabaur und Fotos, die die beiden 1945 mitgenommen haben, sowie Fragmente des Arbeitsbuches von Mikolaj und den Grenzpassierschein, mit dem sie wieder nach Hause gelangten.

"Sie haben mich immer gut behandelt"

Auf der Rückfahrt nach Breslau gibt es Erklärungen für den Besuchsablauf und die Geschichte von Mikolaj und Janina. Beide waren sehr überrascht, als die Limburger Polenreisenden an ihrer Tür auftauchen. Mikolaj ist sehr aufgeregt und wedelt mit den Armen. Aber die beiden Abgesandten dürfen in die Wohnung. Warum die beiden ehemaligen Zwangsarbeiter am Vorabend nicht nach Breslau gekommen sind, wird nicht gesagt, aber Mikolaj ist krank und angeschlagen. Er hat ein Nierenleiden, Wasser in den Beinen und hustet kräftig. "Das kommt vom Rauchen", erklärt seine Frau. Das hat er wohl auch schon während seines Aufenthaltes in Montabaur getan, wie eine kleine Anekdote am Rande verdeutlicht. Die polnischen Zwangsarbeiter hätten eine Wochenration von 25 Zigaretten pro Woche erhalten, Russen, Tschechen und Kroaten dagegen 60. "Drei bis vier Zigaretten am Tag waren zu wenig", erzählt Mikolaj und fügt hinzu, dass ihn das mit der ungleichen Zuteilung schon sehr geärgert hat.

Mikolaj musste in Montabaur die Hühner füttern, im Garten helfen und Holz spalten. Mit drei bis vier anderen Zwangsarbeitern hatte er ein Zimmer. Er betont, dass sie das gleiche Essen wie die Brüder bekommen hätten. Das habe auch einmal zu Auseinandersetzungen mit der SA geführt. Ein Bruder habe den SA-Leuten aber gesagt: "Wer nicht gut isst, kann auch nicht gut arbeiten." Damit sei die Sache beendet gewesen. An Sonn- und Feiertagen hatte Mikolaj Ausgang. Dabei lernte er seine Frau kennen, die in der Nähe von Montabaur als Zwangsarbeiterin arbeitete. Beide lachen, als sie sich an den Wächter erinnern, der Janina bei deren Spaziergängen immer begleiten musste. Er hatte nur einen Arm, den anderen hatte er ausgerechnet im Polenfeldzug verloren. Er muss wohl manchmal beide Augen zugeedrückt haben, denn noch in Deutschland, in Wetzlar, so erzählt das Ehepaar, wurde geheiratet. Auch das erste Kind von Mikolaj und Janina wurde noch in Deutschland geboren.

Dass Mikolaj nach der Befreiung noch einige Zeit bei den Amerikanern in Diensten als Wachmann tätig war, dass erfahren die Besucher von Janina. Mikolaj ist darüber nicht sehr erfreut und schimpft. Die Stimmung wird erst wieder besser, als später Sohn und Enkelin kommen, die er über alles liebt. Überhaupt ist das Gespräch nicht so einfach wie vorher bei Janina D. in Lubin. Mikolaj kann sich nicht sehr lange konzentrieren und schweift manchmal ab. Dazu läuft im Hintergrund das Fernsehen. Da Mikolaj auch nicht gut hören kann, trägt das nicht gerade zum besseren Verstehen der Fragen der deutschen Besucher bei. Was Mikolaj aber immer wieder betont: "Sie haben mich gut behandelt." Er meint damit die Brüder in Montabaur, die sich sehr für die dortigen Zwangsarbeiter eingesetzt haben - eine Aussage, die später nochmals von einem weiteren ehemaligen Zwangsarbeiter bestätigt wird.

Auch wenn Janina in Begleitung ihres Wachmanns ihren Mann treffen konnte, muss ihr Leben ansonsten nicht so leicht gewesen sein. "Ich war nur eine Nummer: Nr. 523", erzählt sie den Besuchern. In diesem Satz liegt viel Traurigkeit, und er bringt vieles von dem Schmerz zum Ausdruck, den die Zeit der Zwangsarbeit in ihr hinterlassen hat.

Auch hier spricht die Gruppe die Einladung zu einem Besuch in Limburg und Montabaur aus. Doch Mikolaj ist eher skeptisch. Er denkt an seinen Gesundheitszustand und meint, dass er auf jeden Fall in polnischer Erde beerdigt werden möchte.

Montag, 29. April. Mehr Gegensätze als an diesem Reisetag kann man sich kaum vorstellen. Der Vormittag steht im Zeichen eines Besuchs bei einem modernen Betrieb für die Herstellung von Bremszubehör. Der Betrieb ist ein Zweigwerk eines deutschen Herstellers. Mit dem deutschen Personalchef und einem polnischen Mitarbeiter können die Mitglieder durch den Betrieb gehen und sich die Produktionsbedingungen ansehen. Im Gespräch erfahren die Besucher, dass vor allem wirtschaftliche Gründe die deutsche Firma zur Ansiedlung bewogen haben: niedrige Löhne, niedrige Lohnnebenkosten, kein Betriebsrat, keine Gewerkschaft, ein gutes Miteinander mit den Behörden.

Nach dem Mittagessen geht es weiter. Auch der nächste Haltepunkt hat etwas mit Arbeit zu tun - doch so ganz anders. Ziel ist jetzt das Konzentrationslager Groß-Rosen. Andrej Olschewski, ein ehemaliger Insasse des KZ, erzählt vom Alltag im Lager. Im Lager selbst war ein Labor der Siemens AG, wo er arbeitete. Außerhalb des Lagers gab es einen Granit-Steinbruch, ein Wirtschaftszweig, der noch heute in der Region um Groß-Rosen von Bedeutung ist. Die Arbeiter im Steinbruch hatten es wahrlich nicht leicht. Wer etwa einen Granitblock, den er tragen sollte, fallen ließ, wurde von den SS-Wachen geschlagen - manchmal bis zum Tode. Einige Häftlinge entzogen sich den Repressalien der Wächter durch den Sturz in die Tiefe, weiß Andrej zu berichten. Andere, die sich eines Vergehens schuldig gemacht hatten, wurden mit Giftspritzen umgebracht, was er mit eigenen Augen gesehen hat.

Die Leichen der toten und ermordeten Insassen wurden anfänglich außerhalb des Lagers verbrannt. Später wurde ein Krematorium mit vier Öfen auf dem Lagergelände errichtet, genau gegenüber der Baracken, in denen das Siemenslabor war. Andrej erinnert sich, dass die deutschen Siemens-Mitarbeiter entsetzt waren, als sie das erste Mal die Exekutionen mit der Giftspritze und das Verbrennen der Toten mit eigenen Augen sahen. Aber sie waren zu sehr eingebunden, als dass sie etwas hätten unternehmen können. Etwa 120.000 Insassen hat das Lager von August 1940 bis Februar 1945 beherbergt, rund 40.000 davon starben in Groß-Rosen.

Von Widerstand und zivilem Ungehorsam

Auch der dritte Anlaufpunkt erinnert an die Zeit des Krieges. In Grodziczce (Kreisau) besucht die Gruppe aus Limburg die Internationale Jugendbegegnungsstätte Kreisau (IJBS), die auf dem alten Gutshof der Familie von Moltke eingerichtet wurde. Von diesem Gutshof erhielt der Kreisauer Kreis seinen Namen, eine christlich-konservative Widerstandsgruppe um Graf Helmuth James von Moltke. Zu den Mitgliedern der Gruppe, die sich in Kreisau im Berghaus trafen, gehörten Menschen wie Alfred Delp, Graf Yorck von Wartenburg, Theodor Haubach oder Adolph Reichwein, die nach dem fehlgeschlagenen Attentatsversuch an Hitler vom 20. Juli 1944 verhaftet und später hingerichtet wurden. Auch der spätere bundesdeutsche Politiker Eugen Gerstenmaier war Mitglied im Kreisauer Kreis.

Der Leiter der IJBS, R. Borkowski, erläutert den Gästen aus Limburg die Arbeit und Ziele der Begegnungsstätte. In verschiedenen Workshops und Angeboten werden Begegnungen von Jugendlichen aus verschiedenen europäischen Nationen durchgeführt. Dies müssen nicht nur Angebote auf dem Hintergrund der Bedeutung des Ortes sein. Auch künstlerische und sportliche Veranstaltungen stehen im Angebotskatalog. Wichtig sind aber natürlich die

Seminare, die sich mit Widerstand, Opposition und zivilem Ungehorsam beschäftigen. Um Geld zum Erhalt der Anlage zu erwirtschaften, ist man inzwischen dazu übergegangen, die Räumlichkeiten auch an Wirtschaftsunternehmen für Tagungszwecke zu vermieten. Zum Besuch gehören eine kleine Führung durch das Schloss der von Moltkes und durch das Berghaus, dem Ort, an dem sich rund 1,5 Kilometer vom Gutshof entfernt die Mitglieder des Kreisauer Kreises trafen.

Dienstag, 30. April. Der Tag bringt für die ganze Gruppe die Möglichkeit, mit einer ehemaligen Zwangsarbeiterin zu sprechen. Auf der Rückfahrt nach Warszawa (Warschau), wo die Gruppe zum ersten Mal polnischen Boden betreten hatte, steuert der Bus mit den Limburger Reisenden ein Franziskanerinnen-Kloster in Lods an. Dort lebt jetzt Stanislaw A., die in Dernbach im Krankenhaus bei den Dernbacher Schwestern arbeiten musste. Die Gruppe wird von der Oberin des Klosters begrüßt und eingeladen. Nach der langen Busfahrt freuen sich die Besucher über Schnittchen, Kaffee und kalte Getränke. Der Empfang ist äußerst herzlich und bald schon beginnen die ersten Gespräche.

Stanislaw erzählt den Besuchern, dass sie zunächst bei einem Bauern gearbeitet hätte. Dann sei sie krank geworden und ins Krankenhaus nach Dernbach gekommen, wo sie dann geblieben sei. Sie musste auf der Diphtherie-Station die üblichen Arbeiten verrichten, vor allem Putzen, Waschen und Handreichungen für die Schwestern. Die Arbeitszeit ging von 7 bis 19 Uhr, es gab genügend zu essen, was sie unterstreicht. Sie war, so sagt sie, die einzige Polin in Dernbach. Ihr Zimmer habe sie mit einer Russin geteilt. Dort im Krankenhaus habe sie dann auch ihren späteren Mann kennen gelernt, den sie nach der Rückkehr in Polen geheiratet hat. Auf die Frage, was sie heute empfindet, versichert sie, dass sie sich sehr gefreut habe über die Entschädigung und vor allem über den Besuch der Gruppe. "Ich fühle mich geehrt, dass Sie mich besuchen und sich für mich interessieren."

In einer anderen Ecke des Raumes unterhalten sich einzelne Mitglieder mit Sr. Ludwika, die ebenfalls als Zwangsarbeiterin in Deutschland war. Auch hier geht es natürlich darum zu erfahren, wie die Bedingungen für die Zwangsarbeiter waren. Die intensiven Gespräche werden von der Schwester Oberin unterbrochen. Es ist fünf Uhr, eine Zeit, zu der sich der Konvent in der Kirche zum Gebet versammelt. Die deutschen Gäste werden natürlich eingeladen, am Gebet teilzunehmen. Ein "Vater Unser", ein "Gegrüßest seist du, Maria" und ein Lied im Angesicht einer Kopie des Mutter-Gottes-Bildes von Wilna, Ostrobramskiej genannt, bringen Gemeinschaft zwischen den Bewohnern des Klosters und den Besuchern. Zum Abschied werden gegenseitig Geschenke verteilt: für die beiden Zwangsarbeiterinnen gibt es eine Flasche Wein aus dem Bischöflichen Weingut, für Bischof Kamphaus von den Schwestern eine handbestickte Stola und für die Mitglieder der Reisegruppe, die anschließend ihren Weg nach Warschau fortsetzen, je eine Postkarte mit der Ostrobramskiej und mit Ansichten der Stadt Lods.

Mittwoch, 1. Mai. Fünfter Tag der Reise und wieder eine Programmänderung. Aus organisatorischen Gründen fährt die "Zwangsarbeitergruppe", wie die Kleingruppe inzwischen allgemein genannt wird, Richtung weißrussischer Grenze. Dort wollen die Limburger Jan N. besuchen, der ebenfalls bei den Barmherzigen Brüdern in Montabaur zwangsverpflichtet war. Rund 250 Kilometer führt die Fahrt durch die Weite Polens. Felder, Bauern, die mit Pferdegespann das Land bearbeiten, Wälder, auf jedem fünften Strom- oder Telegrafmast ein Storchennest, ... Die Reisenden erwarten immer neue Eindrücke. Nach längerem Suchen finden die Spurensucher den Hof von Jan. Er liegt rund 80 Meter von der Straße zurück, am Stall die Hausnummer 78 zeigt, dass es hier sein muss. Eigentlich sollte der Besuch einen Tag später erfolgen. Jan ist deshalb überrascht, als die Besucher an seinem Hoftor stehen. Rudolf übersetzt wieder und erklärt, warum der Besuch vorgezogen werden musste.

Natürlich ist Jan jetzt nicht vorbereitet. Seine Tochter wollte kommen und das Haus aufräumen und etwas für die Besucher zubereiten. Jans Enkel, der gerade auf Besuch da ist, schlägt vor, dass man sich im Garten zusammensetzen kann. Für acht Besucher wäre es in dem kleinen aber schmucken Holzhaus sicher sehr eng geworden. Dazu scheint auch die Sonne, sodass alle dem Vorschlag zustimmen. Vorbei an einem sauber angelegten Gemüsegarten führt uns Jan hinter das Haus zu einer Bank aus rohem Holz. Die beiden Teile eines längs durchgeschnittenen Baumstamms dienen als Sitzfläche und Tischplatte. Auf der Tischplatte liegen zwei Katzen, die sich ihr Fell lecken, direkt hinter dem Baum wieder das obligatorische Storchennest, das auch bewohnt ist - die Besucher können es immer wieder während des Aufenthaltes bei Jan hören.

Als Rudolf nochmals nachfragt, ob die Gruppe auch nicht stört, sagt Jan: "Was soll das? Wir sind doch alles Katholiken!" Schon gleich am Anfang der Begegnung wird deutlich, dass Jan ein Mann mit Humor ist. Das Lachen tut gut, um die anfängliche Befangenheit zu überwinden. Jan stammt aus der Gegend, erzählt, dass seine Frau, die vor 12 Jahren gestorben ist, ursprünglich aus Litauen stammt. Ihre Familie wich vor den näher rückenden Russen aus und kam in das Gebiet nahe der weißrussischen und ukrainischen Grenze. Es war eine reiche Familie. Jan und seine Frau besaßen 10 Hektar Land, die sie gemeinsam bearbeiteten.

Jan, der in diesem Jahr 76 Jahre wird, kam 1943 nach Deutschland. Er war von der deutschen Gendamerie verhaftet und zunächst nach Lublin verbracht worden. Von dort ging's per Sammeltransport nach Deutschland, direkt nach Montabaur. Er erinnert sich, dass in Montabaur einer der Brüder ein gebürtiger Pole war: Bruder Daniel. Bruder Daniel stammte aus Posen, war mit 14 Jahren nach Deutschland gekommen und später in den Orden der Barmherzigen Brüder eingetreten. Natürlich konnte er polnisch und hat sich sehr um die dortigen polnischen Zwangsarbeiter bemüht. Jan erzählt, dass Bruder Daniel jedesmal zum Bahnhof ging, wenn neue Transporte ankamen. Dann habe er gefragt, ob vielleicht Verwandte oder Leute aus den Dörfern der bereits in Montabaur befindlichen Zwangsarbeiter im Transport waren. Wenn ja, holte er sie aus dem Transport - eine besondere Art der Familienzusammenführung im Zeichen des Krieges. Auch Jans Brüder und ein Onkel kamen auf diese Weise nach Montabaur und Umgebung.

Überhaupt haben sich die Brüder sehr um die Zwangsarbeiter gekümmert, wie Jan erzählt. Sie hatten Zimmer für zwei oder drei Personen, immer saubere Bettwäsche, ausreichend zu essen und Sonn- und Feiertags frei. Sonntagmorgens konnten sie mit den Brüdern und Schwestern im Haus die Frühmesse besuchen. Er selbst war in einem 3-Bettzimmer untergebracht, in dem ein Ofen stand. Im Krankenhaus gab es ein Badezimmer, das die Zwangsarbeiter mitbenutzten. Einmal, so Jan, habe sich eine Schwester deswegen aufgeregt. Sie hätten sich jedoch nicht darum gekümmert und es habe nie wieder Aufregung gegeben. Auch er erzählt von den Tabakzuweisungen wie Mikolaj. Da Jan noch keine 18 war, bekam er jedoch nichts. Aber im Garten der Brüder wurde versteckt Tabak angepflanzt. Damit konnte die magere Zuteilung aufgestockt werden, erinnert er sich. Außergewöhnlich für die Limburger Besucher ist Jans Erzählung, dass er nach Hause schreiben konnte. Natürlich seien die Briefe aber vor der Weiterleitung kontrolliert worden. Doch eines ist für Jan klar: "Es war ein Himmel, dass die Brüder (gemeint sind die Barmherzigen Brüder) da waren und auch meine Familie." Natürlich meint er dies nur im Vergleich zu anderen Zwangsarbeitern. Auch er wollte ja seine Heimat nicht verlassen.

Eigentlich glücklich und doch so einsam

Jans Enkel ist inzwischen im Haus fündig geworden und bringt ein altes Fotoalbum. Jan wird ganz melancholisch, als er die alten Fotos sieht. Es sind fast nur Fotos seiner Frau und deren Familie. Seine Fotos haben längst die Kinder mitgenommen. Doch dann ein Bild aus Montabaurer Zeit: er zusammen mit seinem Bruder auf dem Traktor der Brüder. Er musste, so Jan, damals die Küchenabfälle einsammeln und auf die umliegenden Höfe zum Verfüttern bringen. Zweimal sei er auch mit in Koblenz gewesen, um Kohlen zu holen. Doch irgendwie ist die gute, lustige Stimmung vorbei. Immer wieder nimmt Jan Bilder in die Hand, deutet auf Personen und sagt: "Das ist meine Frau" - als Kind, als junge Frau usw. Man merkt, dass er

sehr unter dem Alleinsein leidet. Auch wenn sich seine Kinder und Enkelkinder um ihn kümmern, Jan ist doch einsam.

Die Gruppe beschließt, den Besuch bei Jan zu beenden. Auf dem Weg zum Kleinbus zeigt Jan noch seine Scheune, in der ein alter, russischer Traktor steht. "Iwan" nennt er liebevoll das Gefährt, mit dem er noch heute die notwendigen Besorgungen im nahe gelegenen Ort erledigt. Und dann ist auch wieder die alte Fröhlichkeit da. Er erzählt von den Zeiten, als er noch sein Land bestellt hat, sagt, dass er auch Jagdaufseher gewesen ist. Verschmitzt gibt er zu, dass wenn er mal kein Fleisch aus eigener Schlachtung mehr hatte, er sich das Nötige aus dem Wald besorgt hat. Da wird dann nochmal deutlich, wie sehr er mit Leib und Seele Bauer gewesen ist. Es schmerzt ihn schon, dass keiner seiner Kinder oder Enkelkinder die Landwirtschaft weiterführen wird. Er selbst kann es nicht mehr, da er alleine ist und sich nach der Implantation eines Herzschrittmachers nicht mehr anstrengen darf. Er will deshalb das Land verkaufen, ebenso wie die 5 Tonnen Hafer, die er noch in der Scheune liegen hat. Doch keiner will ihm Land oder das Getreide abkaufen.

Jan, den alle aus der Gruppe längst in ihr Herz geschlossen haben, wird dann, wenn er über die Zukunft spricht, zu einer tragischen Person. Eigentlich mit allem ausgestattet, was ein gutes, sorgenfreies Leben ermöglichen sollte, sieht Jan doch manchmal eher pessimistisch in die Zukunft. Den Kindern hat er eine gute Ausbildung besorgt, zwei Töchter arbeiten als Lehrerin beziehungsweise als Zollbeamtin; sein Enkel, von dem er hoffte, dass er vielleicht den Hof übernehmen würde, geht demnächst auf die Offiziersschule der Armee; das Land, das seinen Unterhalt bedeutete, liegt jetzt brach und kostet nur Steuern. Nur das Kartoffelfeld am Rande der Straße und sein Gemüsegarten sind ihm geblieben.

Zum Abschied dann die Einladung an Jan, nach Limburg und Montabaur zu kommen mit dem Hinweis, dass alle Kosten vom Bistum übernommen würden. Jan wiegt mit dem Kopf. "Na ja, warum nicht. Vielleicht ..." Jan scheint nicht abgeneigt. Wahrscheinlich hat er selbst schon einmal daran gedacht, denn er weiß, dass es eine direkte Zugverbindung zwischen Warschau und Frankfurt gibt. Und wenn, dann will er nicht allein kommen, sagt er. Vielleicht wird ihn seine Tochter begleiten, die auch sonst für ihn sorgt. Alle glauben, dass Jans "Vielleicht" eher ein bescheidenes "Ja" ist, das so viel heißt wie: "Wenn ihr das wirklich wollt, dann komme ich gerne."

"Auf Wiedersehn in Deutschland, Jan."

Donnerstag, 2. Mai. Heute stehen vier Termine und Begegnungen auf dem Programm.

Morgens besuchen die Polenfahrer aus Limburg eine Schule in Legionowo. In der Schule wird ein Pilotprojekt getestet: zweisprachiger Unterricht. Auch die Lehrer müssen deutsch lernen und ihren Unterricht in der zweiten Sprache halten. Am Ende soll ein Abschluss stehen, der gleichermaßen in Polen wie in Deutschland zum Besuch jeder Hochschule berechtigt. Ein reger Austausch entsteht, als die deutschen Besucher in Kleingruppen mit Schülern und Lehrern sprechen. Viele der Schüler würden gerne für ein Praktikum nach Deutschland kommen, auch um ihre Sprachkenntnisse auszubauen. Aber es fehlen Kontakte und Menschen in Deutschland, die bereit sind, sie aufzunehmen. Auch scheint das Projekt nicht ganz so zu laufen, wie es einmal geplant wurde. Vielleicht muss es sogar eingestellt werden.

Am Nachmittag dann treffen sich die Mitglieder der Gruppe mit Professor Dr. Ziemer, dem Leiter des Deutschen Historischen Institutes Warschau, in den Räumen des Institutes im Palast für Kultur und Wissenschaft. Das Gebäude, das dem polnischen Volk von seinen sowjetischen Freunden geschenkt wurde, beherrscht die Mitte Warschaus. In dem steinernen Zeugnis der kommunistischen Vergangenheit Polens erfahren die Limburger einiges über das Werden des polnischen Staates, seine wechselvolle Vergangenheit und über den Weg in die europäische Zukunft. Vieles aus der Vergangenheit, das auch belastend zwischen den am 2. Weltkrieg beteiligten Völkern gestanden hat, ist nach Ansicht von Professor Ziemer inzwischen

aufgearbeitet - wenigstens auf der Ebene der Historiker. Leider ist die Zeit viel zu kurz, um auf die vielen Informationen zu reagieren und nachzufragen, der nächste Termin wartet.

In den Räumen der KIK-Gruppe Warschau treffen wir den ehemaligen Chefredakteur der katholischen Monatszeitschrift "Wież", Wojciech Wieczorek. Er und ein weiterer Redakteur berichten über die aktuellen politischen und kirchlichen Verhältnisse im demokratischen Polen - vor nach nach der letzten Wahl. Es wird schnell deutlich, dass beide Informanten nicht immer die gleiche Einschätzung haben. Während der Kollege vehement agiert und spricht und eher radikale Positionen besetzt, versucht Wieczorek, gemäßigte Ansichten von den polnischen Verhältnissen zu vermitteln. Im Widerspruch der unterschiedlichen Aussagen und Übersetzungsversuche bleiben zuverlässige Informationen auf der Strecke. Für die deutschen Besucher ergibt sich nur ein verworrenes Bild der heutigen Lage in Polen - vielleicht zu Recht. Denn obwohl Polen mit über 90% Katholiken eher zu konservativen Wertvorstellungen neigen, haben sie bei der letzten Wahl wieder die Post-Kommunisten an die Macht gebracht. Konservative, bürgerliche Parteien und die Gewerkschaft Solidarnosc, die einst das demokratische Polen auf den Weg brachten, sind weit davon entfernt, gemeinsam den begonnenen Weg fortzusetzen.

Klarer sind da die Aussagen des ehemaligen polnischen Außenministers Wladyslaw Bartoszeswski. Der altgediente Ex-Politiker und heutige Privatier erzählt von seiner Zeit als Außenminister und Botschafter in Deutschland und Österreich. Für ihn sind die Zeiten des kalten Krieges lange überwunden, Normalität ist in die Beziehungen zwischen den alten Kriegsgegnern eingezogen. Er erinnert sich an eine Konferenz in Südfrankreich, an der auch der damalige deutsche Außenminister Klaus Kinkel teilnahm. Damals habe es plötzlich Unruhe gegeben, weil es zu teilweise handgreiflichen Auseinandersetzungen zwischen deutschen und polnischen Bäckern gekommen sei über die Preisgestaltung beim Brötchenverkauf. Kinkel sei ganz aufgeregt zu ihm gekommen und habe gefragt, was man da machen solle. Er habe nur gesagt: "Sei doch froh, dass wir uns nach über 1000 Jahren endlich einmal über so etwas Normales wie Semmeln streiten."

Normalität und Versöhnung, so Bartoszeswski, sind heute die Grundlagen, auf denen sich die neue Nachbarschaft und Partnerschaft stützen. Selbst ein alter Mann, sieht er das Problem der Versöhnung und Aussöhnung außerdem ganz pragmatisch. "Das Problem wird sich mit dem Aussterben der Zeitzeugen von selbst regeln", sagt er. Das habe jedoch seine Schattenseiten. Schon heute gebe es Abiturienten, die in Prüfungen nicht sagen könnten, wann der 2. Weltkrieg begonnen habe - wobei es nur um die Jahreszahl ging. Das mangelnde Geschichtsbewusstsein könne gefährlich sein, die Zusammenhänge sollte man schon kennen, meint er. Ebenso pragmatisch sind auch seine Äußerungen zum Thema Zwangsarbeit und Vertreibung. Die materiellen Entschädigungen sind für ihn mehr eine Geste der Versöhnung, denn ein wirklicher Ausgleich des erlittenen Unrechts. Nach fast 60 Jahren sei dies sowieso nicht mehr möglich. Die Geste aber und die Begegnung der Menschen bereiten den Boden für weitere Aussöhnung und normale Beziehungen.

Freitag, 3. Mai. Der vorletzte Tag der Reise führt die Limburger Gruppe nach Gniezno (Gnesen), dorthin, wo der polnische Staat am Grab des Heiligen Adalbert seinen Anfang nahm. Passend dazu feiern die Polen an diesem Tag ihren Nationalfeiertag, den Verfassungstag. 1791 gab sich Polen als erstes europäisches Land eine Verfassung. Überall hängen Fahnen aus den Fenstern, die Plätze und Straßen sind herausgeputzt, Polizei, Militär, Pfadfinder proben für die landesweiten Festaufmärsche und öffentlichen Zeremonien. Auch die Kirche hält sich da nicht raus. In den Predigten steht Maria, die gekrönte Gottesmutter, die Mutter Polens, im Mittelpunkt. Am Ende der Gottesdienste wird die kirchliche Nationalhymne gesungen - eine kirchliche Nationalhymne: das gibt es sicherlich nur in Polen.

Leider steht der neue Posener Erzbischof Stanislaw Gadecki, vorher Weihbischof in Gnesen, nicht wie verabredet zu einem Gespräch zur Verfügung. Er ist der Reisegruppe einen Tag voraus und auf dem Weg nach Deutschland, wo er einen Termin in Aachen hat.

Ein erstes Fazit

Am Abend kann die Limburger Gruppe also bereits ein Fazit ziehen. Gestartet waren 30 Multiplikatoren aus dem Bistum, die ganz unterschiedliche Ziele und Erwartungen mit dem Besuch in Polen verbunden haben. Die einen waren gekommen, um vor Ort mit den gefundenen und entschädigten Zwangsarbeitern zu sprechen. In der persönlichen Begegnung setzte sich für sie die Arbeit fort, die im letzten Jahr mit der aufwendigen Recherche in Archiven begonnen hatte. Diese Arbeit ist auch längst noch nicht abgeschlossen. Bisher (Stand: März 2002) konnten aus den unterschiedlichen Quellen 306 Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene in kirchlichen Einrichtungen des Bistums gefiltert werden, davon 223 Zwangsarbeiter. Sieben der Zwangsarbeiter wurden gefunden und haben eine Entschädigung erhalten, darunter die besuchten Zwangsarbeiter. Auch ein Bruder von Jan N. hat die Entschädigung erhalten, verstarb jedoch im letzten Jahr. 19 Zwangsarbeiter wurden sicher als tot ermittelt.

Die Suche wird fortgesetzt werden. Darüber sind sich die Mitglieder der Recherchegruppe einig. Und auch der Versuch, Überlebende zu kontaktieren und sie vielleicht nach Limburg einzuladen, wird intensiv weitergehen. Denn nach den jetzigen Begegnungen haben die Namen aus den Listen Gesichter bekommen. Die Mitglieder der von den anderen Teilnehmern "Zwangsarbeitergruppe" genannten Teilgruppe haben in den Gesprächen ihre Arbeit und ihren Einsatz bestätigt bekommen. "Das waren emotional bewegende und tief gehende Begegnungen, die mich im Innersten berührt haben", sagt einer der Teilgruppe. Die anderen nicken und äußern ähnliche Gefühle. Nach langer Arbeit am Schreibtisch und in Archiven, im Dialog mit dem Suchdienst in München und vielen Telefonaten haben diese Stunden in Polen neuen Schub für die Arbeit gegeben.

Einem anderen Teil der Teilnehmer waren die Begegnungen mit Einzelpersonen und Mitgliedern von Einrichtungen besonders wichtig, da sich dort vor allem Möglichkeiten zu weitergehenden Kontakten und späteren Partnerschaften eröffneten. Auch diese Teilnehmer sind auf der Fahrt bestätigt worden, denn ob in der Schule in Legionowo oder bei einem Besuch in einer Pfarrgemeinde in Warschau waren diese Anliegen die Bereiche, die von beiden Seiten besonders intensiv besprochen wurden. "Können wir nicht die vielen Anfragen aufgreifen und in unserem Bistum Kontakte zum Austausch von Schülern und Praktikanten vermitteln?" Mehr als einmal kommt diese Frage und Anregung für eine weitere Arbeit. Sicherlich sind hier, wie es ein Teilnehmer sagt, die Schulen, die Gemeinden und die Bezirke gefragt.

Das Thema "Versöhnung" war für einen dritten Teilnehmerkreis der Motor für die Teilnahme an der Fahrt. Und auch hier ist die einhellige Meinung, dass die Fahrt wertvolle Informationen und Anlaufstellen vermittelt hat. Der Besuch in Kreisau, die Gespräche mit dem Klub der Katholischen Intelligenz, das Gespräch mit Wladyslaw Bartoszeswski, die Begegnungen in Legionowo, der Besuch des KZ Groß-Rosen ... Die Liste der Orte und Menschen ist lang. "Mein Blick auf Polen und meine Vorstellungen haben sich geändert." Knapp und doch mit viel Inhalt beschreibt diese Aussage das Gefühl vieler Teilnehmer.

Allen gemeinsam ist vor allem aber das Gefühl einer intensiven, emotionalen Begegnung mit einem Land und seinen Menschen. Im persönlichen Gespräch mit den ehemaligen Zwangsarbeitern bekam und bekommt die geschichtliche Dimension der Reise eine fast greifbare Wirklichkeit. Das geistige Miterleben und Erfahren der Greuel der Vergangenheit haben alle die Schwierigkeiten im früheren Verhältnis der beiden Nachbarn Polen und Deutschland besser verstehen lassen. Dass Normalität und Partnerschaft der bessere Weg im Miteinander beider Staaten ist, ist die einmütige Meinung aller Teilnehmer. Gerade im Blick auf Polens geplanten Beitritt zur Europäischen Union im Jahr 2004 sehen alle eine Verpflichtung zum Dialog und zur Bereitschaft, dem jeweils Anderen unvoreingenommen zu begegnen.

Konkret werden deshalb einige aus der Gruppe schon bald erste Schritte in dieser Richtung unternehmen. Den größten Auftrag wird zunächst die AG Versöhnung im Bistum zu verwirklichen haben: Die Erkenntnisse aus der Recherchearbeit und der Fahrt sollen in einer Ausstellung dokumentiert werden, die noch dieses Jahr fertig werden soll. Als Wanderausstellung wird sie im ganzen Bistum und darüber hinaus das Thema Zwangsarbeit vorstellen und im Bewusstsein halten.

Samstag, 4. Mai. Der letzte Tag in Polen. Die Gruppe bricht schon früh auf, um noch genügend Zeit für einen Stadtbummel in Posnan (Posen) zu haben. In kleinen Gruppen streifen die Reiseteilnehmer durch die Innenstadt, die ebenso wie andere Städte in Polen dem Besucher viele interessante, architektonische Highlights bietet.

Natürlich wird dabei in Gesprächen noch einmal die ganze Fahrt besprochen: die Termine wie auch die kleinen Dinge am Rande. "Weißt du noch in Warschau ...?" Ein wenig Wehmut ist schon jetzt dabei, wenn man die einzelnen Stationen Revue passieren läßt.

Dann wartet der Bus auf die Polenfahrer, der sie zu der letzten Station, dem Flughafen von Posen bringt. Dort gibt es die letzte Panne: ein Flugschein ist verloren gegangen. Aber mit vereinten Kräften schaffen es Reiseleitung und Fluggesellschaft, dass keiner zurückbleiben muss.

In Deutschland erwartet eine große Enttäuschung die Rückkehrer: in Polen waren es noch gut 25 Grad, Deutschland empfängt die Polenfahrer mit Wolken, Regen und kalten 10 Grad. Hätte man doch nur noch länger bleiben können ...